= = Heimatecke = =

Rösebeck.

1. Die ältere Geschichte des Ortes und der Kirche.

Rösebeck muß schon 897 bestanden haben. Im 10. Bande „Geschichte und Altertumskunde Westfalens", 1859 erschienen im Verlage von Friedrich Regensberg, in Münster, heißt es: „Den Ritter St. Mauritius, den Lieblingsheiligen Kaiser Ottos I (936—973), dessen Körper 961 nach Magdeburg übertragen wurde, hat Magdeburg auf westfälischen Boden verpflanzt Bruno, Bischof von Minden (1036—1055), vorher Domherr zu Magdeburg, begründete auf dem Werder vor Minden das Mauritius-Kloster — Friedrich I, Bischof von Münster, gestorben 1083, stiftete St. Mauritius vor Münster. Denselben Heiligen hat zum Patron Rösebeck im Archidiakonate Warburg.

Schon frühere Urkunden melden von der curtis (Haupthof) Rosbach im Hessengau. Von ihm redet König Arnulf, wenn er 897 dem Grafen Conrad als ein Königliches Lehen tauschweise eingibt locum Rosbach situm in suis comitatibus Angraria et Hessa.

In einer Urkunde vom Jahre 965 schenkte Otto seinem geliebten Magdeburg: curtem iuris regni nostri quae vocatur Rosbach, sitam in pago Hassorum in Comitatu Elli Comitis et alio loca ad praefatam curtem pertinentia: Uflorum et altera Uflorum (Ost- u. Westuffeln im Kreise Hofgeismar), Medrici (ein eingegangener Ort zwischen Herbsen und Volkmarsen), Elifungen (im Kreise Wolfhagen) etc.

Hiernach wurde der königliche Haupthof Rösebeck Eigentum der Kirche zu Magdeburg, nach dem Sprachgebrauch jener Zeit dominium s. Mauritii. Wir dürfen von einem so hohen Erzstifte füglich voraussetzen, es habe die Insassen seiner Besitzung im Hessengau nicht lange ohne Kirche gelassen, sodaß die erste Kirche um das Jahr 1000 erbaut sein mag, während der Ort selbst zum ersten Male 897 erwähnt wird. Wann Magdeburg dies Besitztum verloren ist nicht bekannt.

2. Rösebeck war schon 1450 ein Pfarrort.

Im 41. Bande der „Geschichte und Altertumskunde Westfalens", 1883 herausgegeben, schreibt Ludwig Theodor August Holscher, Superintendent zu Horka, bei Kapitel Archidiaconat Warburg: „In dem von Wiegand mitgeteilten Archidiakonat-Register, das um die Mitte des 15 Jahrhunderts aufgestellt ist, sind als Pfarrorte aufgeführt: Warburch, (Vetus oppidum), Ossendorp, Corbike, Loven, Peterssen, Uedere minor (Lütgeneder gemeint), Rosebeke und andere, während das bei Hessen im Anfange des 16. Jahrhunderts angefertigte (unter andern) Germete, Daseborgh, Rasenbecke verzeichnet. Daraus folgt also, daß Rösebeck schon 1450 zu Paderborn gehörte und ein Pfarrort war.

3. Rösebeck bis zur Gegenwart.

Nur Weniges läßt sich über Rösebecks fernere Geschichte finden. Nach einer Bemerkung in der Gemeindechronik wurde die alte Chronik 1825 vom Landratsamte eingefordert und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Auf Verfügung des Landrats wurde 1839 die jetzige Chronik angelegt. Es muß deshalb dem Leser überlassen bleiben, ob er die nachgeholten Ereignisse und Angaben als geschichtliche Wahrheit hinnehmen will. Sie beziehen sich in der Hauptsache a) auf die Kirche, b) auf die Schule.

1609 wurde der alte Kirchturm erbaut. 1783 ist die alte Kirche abgerissen und durch den Freiherrn Goswin Anton von Spiegel zum Desenberge und Canstein auf seine Kosten neu errichtet.

Rösebeck hat sich auch der Lehre Luthers zugewandt, denn es findet sich in den alten Kirchenbüchern eine Urkunde von 1600 herrührend, in der ein Pfarrer Joh. Cappenberg mit seiner Ehefrau Anna erwähnt wird. Die Rückkehr zur katholischen Kirche ist nicht genau bekannt. Doch weil Kaiser Ferdinand in der Schlacht bei Lutter am Barenberge 1626 die Oberhand behielt und im März 1629 das Restitutionsedikt erschien, wird in dieser Zeit auch Rösebeck zum Katholizismus zurückgekehrt sein.

Ein Pfarrer Friederci stand seinem Amte 51 Jahre (1697—1748) vor und verwaltete seine Funktionen so unermüdlich, daß er in seinem hohen Alter zur Kirche ritt.

Bis 1803 gehörte Rösebeck zu Paderborn und kam dann unter Preußens Herrschaft. 1800 wird ein Pfarrer Bremer genannt, der 1810 nach Eissen versetzt wurde. Sein Nachfolger Joseph Brand kam 1828 nach Mönnighausen. An dessen Stelle trat Pfarrer Menne, dem 1834 Martin Lackmann, gebürtig aus Westenholz, folgte. Er starb hier 1868 1853 wurde eine neue Orgel vom Orgelbauer Vagt-Corbach für 990 Reichstaler geliefert Die alte Orgel wurde nach Calenberg verkauft, wo sie heute noch benutzt wird.

1868 kam Pfr. Eduard Lammersen, gebürtig aus Steinheim. 1893 folgte ihm Pfr. Konrad Niggemeyer, gebürtig aus Atteln. 1899 brannte der Kirchtum ab. Bei der Erbaunng des neuen Turmes 1899 und 1900 wurde die Kirche 3 m verlängert. Nach dem Tode Niggemeyers kam 1905 Pfr. Franz Ewers, gebürtig aus Appsprunge, der 1915 nach Altenbeken versetzt wurde. 1916 kam Pfarrer Ferdinand Müller, geb. aus Bleiwäsche.

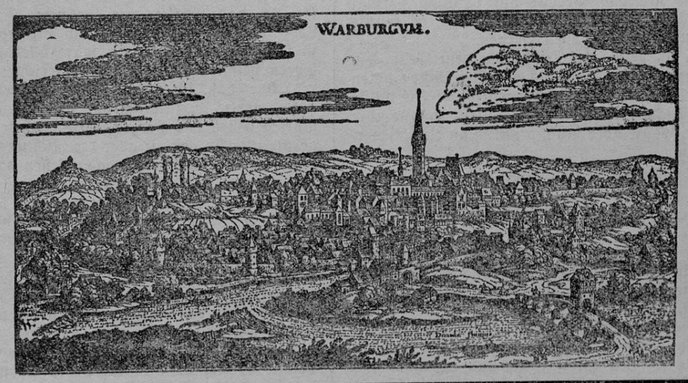
1800 war in Rösebeck ein Lehrer Jodokus Bremer. 1816 wurde ein Schulhaus erbaut. 1864 wurde es indes abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. 1918 wird ein Lehrer Ridder genannt. 1837 brachen Blattern aus; daran starb auch Lehrer Grüner, dessen Nachfolger Lehrer Waldeyer wurde. Dieser ist 1846 nach Herford verzogen. Sein Nachfolger war der 1865 am Nervenfieber verstorbene Lehrer Busch. 1866 kam Lehrer August Gründer von Bosseborn nach hier. Lehrer Wilhelm Otte war 1878 sein Nachfolger. Bis 1873 wurden sämtliche 8 Jahrgänge in einer Klasse unterrichtet. Nun wurde Halbtagsunterricht eingeführt.
Wegen großer Schülerzahl (128 Kinder) kam 1880 eine 2. Lehrkraft. Fräulein Lehrerin Sophie Feindt aus Büren war die erste Lehrerin. Nun wurde eine zweiklassige Schule eingerichtet In den ersten Jahren mußte Fräulein Feindt eine Wohnung mieten. Später wurde für die Lehrerin eine Wohnung erbaut.

1887 schlug der Blitz in das Schulhaus. Das Dach brannte ab. Nach etwa 2 Monaten war der Schaden ausgebessert. 1902 am 1. November trat Herr Lehrer Otte in den Ruhestand. Sein Nachfolger ist der Lehrer Johannes Henke. 1913 am 1. Januar ließ sich auch Fräulein Feindt pensionieren. Fräulein Theresia Bernholz wurde ihre Nachfolgerin. Die Zahl der Schulkinder berägt zur Zeit 124.

Henke, Lehrer, Rösebeck.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 32 — 20. April 1929 — 4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

9. Fortsetzung

„Wo hat sich Miß van Allen während ihrer häufigen Abwesenheit aufgehalten?" fragte er weiter.

„Das weiß ich auch nicht! Oft war sie eine Woche fort, und nach ihrer Heimkehr erzählte sie von einem lustigen Aufenthalt auf Long-Island oder von einem Ausflug nach Westershire; doch erinnere ich mich keines bestimmten Ortes, den sie genannt hätte."

„Aber ich!" zirpte Ariadne. „Sie geht oft nach Greenwich, Connecticut und nach Bronxville. Ich habe sie öfter von diesen Ausflügen sprechen gehört. Sie hat dort einen großen Bekanntenkreis, und ist natürlich der Liebling aller."

„Darf ich ein Beweisstück vorlegen?" rief plötzlich Mistreß Reeves. „Es ist ein Brief von Miß van Allen, den ich erst heute früh erhalten habe."

Das machte Sensation. Ein Brief von Vicky Van! Eben angekommen! Ich spürte meine Knie zittern, und wußte nicht warum. Fürchtete ich, daß man Miß van Allen finden könnte? Wollte ich eine Verbrecherin schützen? Und ich mußte mir gestehen, daß derartige Gedanken durch meinen Kopf gingen. Ich war nicht verliebt in Vicky Van, aber ich interessierte mich für sie, und hätte das verlassene, hilflose Geschöpf gern vor dem Gerichtshofe bewahrt. Vicky schien wirklich sehr verlassen. So viele Freunde sie auch hatte, es war nicht einer darunter, der in der Lage gewesen wäre, ihr zu helfen. Doch wenn sie jemals — freiwillig oder gezwungen — zurückkehren würde, sollte sie in Chester Calhoun einen Freund und Beschützer finden!

Mistreß Reeves händigte den Brief dem Richter ein, der folgendes vorlas:

„Liebe Mistreß Reeves!

Sie sind mir immer eine so liebe Freundin gewesen, daß ich Ihnen einige Zeilen senden muß. Ich habe Sie als die beste und gütigste Frau kennengelernt, und will als letzte Gunst von Ihnen erbitten, mich nun ganz und für immer zu vergessen. Ich reise fort, um niemals zurückzukehren! Denken sie nichts Schlechtes von mir, und wenn Sie den Stunden, die wir zusammen verbracht haben, ein liebevolles Gedenken bewahren können, so tun Sie es, bitte! Zur Erinnerung an mich, möchte ich Ihnen mein kleines elektrisches Auto überlassen, das in Ronnards Garage steht. Ich habe dorthin geschrieben, damit es Ihnen ausgehändigt wird. Ich werde unser fröhliches Zusammensein sehr vermissen, aber — ich kann nie zurückkehren! Sorgen Sie sich nicht um mich, ich bin in Sicherheit!

Stets Ihre Sie liebende

Vicky Van."

„Sind Sie sicher, daß dieser Brief von Miß van Allen ist?" fragte Fenn.

„O ja!" versetzte Mistreß Reeves. „Diese Schrift ist nicht zu verwechseln."

Ich kannte Vickys Schriftzüge, die höchst originell waren. Niemals bisher hatte ich eine solche Handschrift gesehen; eckig, etwas schräg und sehr charakteristisch! Es wäre sicher schwer, sie nachzuahmen. Auch hätte niemand Grund gehabt, einen solchen Brief an Mistreß Reeves zu schreiben. Diese hatte Vickys Angaben bestätigt gefunden; denn ein schriftlicher Auftrag hatte den Garagenbesitzer angewiesen, das Auto Mistreß Reeves zu übergeben.

Beide Briefe waren in Neuyork aufgegeben, am Abend vorher, und zeigten den Poststempel des Bezirks, zu dem Vickys Haus gehörte.

Verbarg sie sich denn jetzt noch in der Nähe ihres Heims? Oder hatte sie die Briefe durch einen Beauftragten aufgeben lassen? Durch Julie vielleicht, die sicherlich bei ihrer Herrin war, wo immer es auch sein mochte?

Lowney prüfte den an Mistreß Reeves gerichteten Brief eingehend: gewöhnliches Papier, wie es in jedem Papiergeschäft erhältlich ist, kein Monogramm, keine Initiale, auch kein Wasserzeichen im Briefpapier.

Aber ein Dutzend anwesende Leute erkannten Vickys Handschrift, und der Untersuchungsrichter beschlagnahmte den Brief sofort.

Nun legte ich Zeugenschaft ab, ganz wahr und freimütig, nur erwähnte ich weder meinen nächtlichen Besuch noch unser Telephongespräch. Wenn mich mein Gewissen

mahnte, beschwichtigte ich es mit meiner Ritterlichkeit, die mir nicht erlaubte, eine Frau dem Gesetz auszuliefern.

Mistreß Reeves Brief bewies klar, daß Vicky Van wußte, es würden Nachforschungen nach ihr angestellt; sie war jedoch entschlossen, sich nicht finden zu lassen. Es war Sonnabend; und als das Verhör auf Montag vertagt wurde, konnte ich nicht umhin, mir zu denken, es könnte ebensogut für immer aufgeschoben werden.

Endlich ging ich heim, tief erregt bei dem Gedanken, daß ich heute nacht Vickys Post aus den Briefkasten holen und an dem bezeichneten Platze verbergen sollte. Ich hoffte zwar heimlich, Vicky im Hause anzutreffen, wo sie ihre Briefe erwartete, wagte aber kaum ernstlich an ein Wiedersehen zu glauben.

Ein Brief von Vicky.

Die Polizei hatte mir einen Hausschlüssel überlassen in dem Glauben, ich würde eventuell neue Anhaltspunkte finden.

Sie war mit ihrer Weisheit zu Ende, und nahm gern meine Hilfe an in der Meinung, ein Freund Vickys könnte vielleicht doch mehr in Erfahrung bringen als ein gleichgültiger Polizist.

So wartete ich, bis die Patrouille, lange nach Mitternacht, ihre Runde gemacht hatte, und ging dann hinüber.

Rasch öffnete ich den Briefkasten, und entnahm ihm eine Menge Briefe.

Dann schloß ich lautlos die Haustür auf und trat ein. Ich hatte mich mit einer Taschenlampe versehen, da ich vermeiden wollte, Licht im Hause aufzudrehen. Ich ging sogleich in das Musikzimmer, um meinen Auftrag auszuführen. Wie seltsam erschien mir alles! Das entzückende Zimmer mit den zierlichen weiß-goldenen Möbeln erinnerte mich lebhaft an die bezaubernde Besitzerin. Tausend Fragen durchkreuzten meinen Sinn. Was würde aus diesem reizenden Heim werden? Die Bilder und kleinen Zierfachen, die Möbel und Teppiche, wenn auch nicht prächtig, waren doch äußerst gediegen und viele davon sogar kostbar. Die große chinesische Vase, in welcher ich die Briefe verbergen sollte, war ein Kleinod in ihrer Art, obwohl auch ein Kenner sie nicht geschätzt hätte.

Ich hob den Deckel mit dem Drachen empor und ließ die Briefe hineingleiten. Nachdem ich die Vase geschlossen, zögerte ich noch einen Augenblick. Mein Auftrag war zwar ausgeführt, aber ich fühlte den Drang zu bleiben. Alles sprach mir von Vicky Van. Wo war sie jetzt?

Sie war ein Rätsel, und ich — ich wollte unbedingt dieses Rätsel lösen. Allein im Zimmer da oben um Mitternacht, beschloß ich, meine Zeit, meine Tatkraft, mein Leben, soweit ich konnte, der Enthüllung der Wahrheit über Vicky Van zu weihen.

Als ich das Musikzimmer verließ und durch die lange Halle ging, kam ich an Vickys Schlafzimmer vorüber und blickte fast ehrfürchtig hinein. Würde sie je zurückkommen? Ich wanderte weiter und sah auch in ihr Ankleidezimmer. Ich fühlte mich dazu berechtigt, denn es war nicht eitle Neugierde. Das echt weibliche Boudoir gab Zeugnis von ihrem künstlerischen Geschmack. Ich ließ meine Taschenlampe aufblitzen, aber einem plötzlichen Impuls gehorchend, drehte ich eine Lampe neben dem hohen Ankleidespiegel auf. Ich blickte hinein, wie Vicky Van es oft getan haben mußte, wenn sie sich für ihre Gesellschaften schmückte, auch an jenem verhängnisvollen Abend. In dem geschnitzten Florentinerrahmen mit den verzweigten Arabesken hing eine der Goldperlenfransen von Vicky Vans Abendkleid. Ich sah im Geiste, wie sie sich mit der ihr eigenen Grazie vor dem Spiegel drehte und die Franse in der goldenen Verzierung hängenblieb.

Vorsichtig löste ich die kleine Perlenfranse aus der Schnitzerei, und verwahrte sie in meiner Brieftasche als ein Andenken an das liebe Geschöpf. Dann umfaßte ich mit einem letzten Blick, gleichsam zum Abschied, das hübsche behagliche Nest, und ging die Treppe hinab.

Plötzlich gedachte ich des Winks bezüglich der Dachluke. Im nächsten Augenblick lief ich auch schon in das oberste Stockwerk.

Das sagte genug. Vicky Van war dort sicher nicht hinausgeklettert; ich meinerseits hatte das auch nie angenommen.

Noch immer zögerte ich, das Haus zu verlassen. Ich ging wieder die Treppe hinab, warf einen Blick in das Wohnzimmer und kam ins Speisezimmer. Lange betrachtete ich das Büfett, vor welchem Randolph Schuylers Leiche gelegen hatte. Glas- und Silbergeräte standen dort in schönster Ordnung, als wäre alles der Gesellschaft zu Ehren besonders sorgfältig hergerichtet worden.

Ohne daß ich bewußt Einzelheiten wahrgenommen hätte, merkte ich zufällig, daß von einem kleinen silbernen Vorlegebesteck das Messer fehlte. Ich kannte Vickys Tischgeräte nicht so genau; aber die Richtung, in der die Gabel lag, ließ vermuten, daß das Messer quer über derselben gelegen, und daß man es weggenommen hatte.

Die Sache war unbedeutend, aber ich brachte sie nicht aus dem Sinn. Wenn Vicky oder vielleicht Julie die Gegenstände auf der Kredenz vor der Gesellschaft in Ordnung gebracht hatte, würde sie die Gabel nicht dann gerade gelegt haben, wenn nicht ein Messer dazu gehörte?

Auf alle Fälle suchte ich weiter nach dem Messer. Ich ging sogar in den Anrichteraum, aber auch dort fand ich es nicht. Dieses Zimmer war von den Leuten des Lieferanten schnell verlassen worden, und obwohl aufgeräumt, befand es sich nicht in tadelloser Ordnung. Da ich doch solange mit zwei häuslichen Wesen, wie Tante Luzie und Winnie, gelebt, verstehe ich mich etwas auf Haushaltungsangelegenheiten. Im Anrichtezimmer sah man die modernsten Küchengeräte und Maschinen, und alles war geschmackvoll und praktisch.

„Arme Vicky!“ seufzte ich, „Arme, liebe, kleine Vicky Van!“ Dann ging ich leise zur Haustür hinaus und die Treppe hinunter.

Ich entfernte mich langsam, und schaute einige Male zurück, in der unbestimmten Hoffnung, daß Vicky aus irgendeinem Schatten auftauchen und ins Haus gehen könnte, um ihre Briefe zu holen. Aber es war vergeblich, und ich ging heim, mein Herz erfüllt von düsteren Ahnungen, daß ich sie nie wiedersehen würde.

„Arbeitest du sogar am Sonntag, Winnie?“, fragte ich, als meine Schwester am nächsten Morgen, zum Ausgehen gekleidet, beim Frühstück erschien.

„Ich gehe nicht gerade arbeiten, aber Mistreß Schuyler wünscht, mich in einigen Dingen ins Vertrauen zu ziehen.“

„Oh, diese Wichtigkeit!“ spottete ich. „Wann tritt Miß Crowell ihren Dienst an?“

„Erst in einer Woche! Sie kann noch nicht kommen, und Mistreß Schuyler behält mich ganz gern noch ein Weilchen.“

„Das verstehe ich“, versetzte ich, und betrachtete meine hübsche, klug aussehende Schwester mit Befriedigung. „Sag', Schwesterchen, soll ich vielleicht mit hinübergehen?“

„Komm mit, wenn ich auch nicht sicher weiß, ob du Mistreß Schuyler sehen kannst! Gewöhnlich muß ich für sie Besuche empfangen.“

„Nun, kleine Direktrice, auch das würde ich überleben; vielleicht kann ich die verehrlichen Schwägerinnen sprechen!“

„Das sicherlich, wenn du Lust hast! Sie sind immer für Besuche bereit. Ich glaube, es macht ihnen ein Vergnügen, jedem, der die Angelegenheit hören will, sie breit und ausführlich zu erzählen.“

„Nun, nun, Winnie, so arg wird es wohl nicht sein!“

„Sie halten das nicht für böse, sondern sind nur darauf erpicht, diese Miß van Allen aufzuspüren, und denken, daß jeder, der ihnen in den Weg kommt, ein wichtiger Zeuge sein könnte. Sie sehen täglich die Verhandlungsberichte durch, und können kaum den nächsten Tag erwarten, um das Neueste zu erfahren.“

„Das paßt mir gerade“, erwiderte ich. „Ich möchte mich gern einmal gründlich mit ihnen aussprechen.“

Wir gingen in die V. Avenue hinüber, und wurden von dem Haushofmeister mit den klugen Augen feierlich empfangen. Er ging mit mir in die Bibliothek, während Winnie zu Mistreß Schuyler geführt wurde.

Aber es dauerte nicht lange, so waren wir in der Bibliothek beisammen: die Witwe, die Schwestern und alle anderen; denn Lowney hatte eine Entdeckung gemacht, über welche er berichten wollte.

Winnie und mir wurde gestattet, dabei sein zu dürfen und der Detektiv zeigte uns seinen Fund.

Es schien, daß er die Papiere und Briefe des verstorbenen Mister Schuyler durchsucht hatte. Das war ihm nicht nur von der Witwe erlaubt, sondern von den Schwestern gefordert worden, welche hofften, es würde dadurch etwas Licht in die geheimnisvolle Affäre kommen. Und so war es auch. In einem Geheimfach des Schreibtisches, das der Detektiv ausfindig gemacht hatte, lagen viele Briefe von Damen sowie Rechnungen von Juwelieren, wahrscheinlich für Geschenke an diese; denn weder Ruth Schuyler noch die Schwestern würden derlei getragen haben. Eine blau-emaillierte Armbanduhr und ein Diadem aus Bergkristallen waren die Hauptstücke in diesen Rechnungen.

Aber der ganze Stoß von Briefen verlor an Bedeutung, als wir erfuhren, daß auch ein Brief von Vicky Van darunter war.

Ohne Rücksicht auf Mistreß Schuylers Gefühle, las Lowney folgendes vor:

(Fortsetzung folgt)

Der Fremde.

Skizze von Jul. S. Polland.

Zwei Tage vor der anberaumten Hinrichtung Jean Girards erschien bei seinem Verteidiger, dem jungen Rechtsanwalt Baptiste Blondin, ein Mann, der sich Thomas Fleury nannte. Er gab an, jahrelang in Britisch-Indien gelebt zu haben. Gleich nach seiner Ankunft in Marseille habe er von dem traurigen Schicksal Jean Girards gehört.

Nun erzählte er in schlichten Worten, daß er vor Jahren einen Freund gleichen Namens in Paris besessen habe. Die grause Vermutung, dieser könne der Unglückliche sein, lasse ihn nicht mehr los ...

Die Unterredung währte geraume Zeit.

Als der Fremde sich verabschiedete, erschien sein Gesicht von beängstigender Blässe. „Sie können also wahrhaftig nichts zu seiner Rettung unternehmen, Monsieur?“ fragte er heiser und sichtlich erregt zum wiederholten Male.

„Ich sagte es Ihnen schon“, erwiderte der Rechtsanwalt, „was ich unternehmen konnte, habe ich getan. Der Prozeß hat alle Instanzen durchlaufen. Auch dürfen Sie nicht vergessen, daß der Urteilsspruch auf Grund eines einwandfreien Geständnisses gefällt wurde ... Die einzige Hoffnung ruht auf dem Gesuch, das an den Präsidenten abging.“

Der Fremde nickte hastig. „Eine geringe Hoffnung!“ Dann reichte er dem Rechtsanwalt die Hand und ging. — —

Am kommenden Nachmittage wurde Blondin dringlich ins Staatsgefängnis gerufen. Als er nach Verlauf einer Stunde in seine Kanzlei zurückkehrte, war er auffallend nervös. Gleich darauf entsandte er einen Boten in das Hotel des Fremden.

Thomas Fleury, der eben von einer erfolglosen Audienz aus den Justizkanzleien zurück gekehrt war, folgte dem Boten auf dem Fuße. Blondin empfing ihn wortkarg. „Meine Mitteilung ist traurig“, sagte er. „Erschrecken Sie nicht. Jean Girard — ist tot. Heute, kurz nach der Mittagsstunde, fand man ihn erhängt in seiner Zelle.“

Der Fremde kauerte stöhnend in einem der Lehnstühle. Ein bedrückendes Schweigen lag über dem Raum. Blondin strich einige zerknitterte Briefblätter auf seinem Schreibtisch zurecht und reichte sie dem Fremden. Dieser faßte die grauen Blätter mit zitternden Händen. Er wußte, daß sie das letzte Bekenntnis des Toten trugen. Er las:

„Monsieur Blondin!

Sie haben sich ehrlich Mühe gegeben, meinen Kopf vor dem Beile zu erretten. Dafür danke ich Ihnen. Ich wollte, Sie wären mein Freund. Erst in diesen Tagen zermarternder Einsamkeit empfand ich, was mir ein Mensch von Ihrer Herzensgüte hätte sein können. Nun ist es zu spät.

Ich will den Schergen ihr grauses Handwerk ersparen.

Wenn Sie, Monsieur, diesen Brief in Ihren Händen halten, habe ich mein Dasein ausgelebt.

Glauben Sie nicht, daß es für mich schmerzlich ist, sterben zu müssen. Ich sehne mich nach diesem Ende, soll es mir doch die endliche Erlösung von all den bitteren Qualen dieses Daseins bringen. Denn, bei Gott, mein Leben war nichts anderes als eine atemlose Hetzjagd.

Ich bin ein Mörder ... nichts darf ich mehr vom Leben fordern. Nur eines brennt noch heiß in meiner Seele. Ich will vor Ihnen rein dastehen, wie ich makellos vor meinem Gewissen zu stehen glaube!

Sie wunderten sich, als ich in meinem Prozeß jeder Rechtfertigung entsagte. Aber ich hatte ja mit dem Leben schon längst abgeschlossen.

Schon das Erbe meines Vaters warf mich aus den Bahnen der Gesellschaft. Ich war fünf Jahre alt, als man den Gatten meiner Mutter in Vera Cruz nach überführtem Straßenraub mit einem halben Dutzend Spießgesellen henkte. Meine Mutter stammte aus Toulouse. Und hierher kehrte sie mit mir und meinem Bruder nach dem Ende meines Vater zurück. Freudelos war unsere Jugend. Als ich mir selbst mein Brot verdienen konnte, zog ich nach Paris. Was ich entbehren konnte, sparte ich für meine Mutter. Mein Bruder aber geriet auf schiefe Bahn.

In einer dunklen Gasse, hart am Seinekai, warf er sich eines Nachts auf einen Straßenhändler, der mit seiner kargen Einnahme heimwärts trollte. Der Mann war alt. Ich glaube nicht, daß Nicci, mein Bruder, ihm Gewalt antat ... Man fand den Alten anderen Tages tot auf dem Pflaster. Nicci weinte ob seiner Tat erschütternd und erbarmungswürdig. Der arme Junge tat mir leid. So nahm ich denn noch selben Tags die Geldkatze des toten Straßenhändlers und ging zur Polizei. Ich nahm die Schuld auf mich ... Die Gerichte machten es kurz. Sie zeigten kein sonderliches Mitleid. Man schickte mich nach Guayana.

Vier Jahre trug ich all die Schmach in jenem Höllenpfuhl. Dann bot sich mir Gelegenheit zur Flucht, und ich entkam nach Gibraltar. Die Sehnsucht trieb mich nach Paris. Ich suchte meinen Bruder. Wer weiß, wohin das Schicksal ihn verschlagen hat ... Die Gilde seiner früheren Genossen sagte mir, daß er nach London ausgewandert sei und einen fremden Namen angenommen hätte.

Ich spürte bald die Polizei auf meinen Spuren und floh erneut, gen Süden in die Pyrenäen.

Was mir das Schicksal weiterhin nicht mehr ersparte, das wissen Sie. Halbtot schleppte ich mich in einer kalten Winternacht bis vor die Pforte des kleinen Schloßgutes von St. Givet. Und dort fand sie mich, die kleine Lucia, und pflegte mich wie einen Bruder.

Ein zartes Band der Liebe einte unsere Herzen. Selig waren die Tage, die ich hier verlebte. Bis mein verhängnisvolles Schicksal auch diesem Traum ein jähes Ende brachte.

Jacques de Thenard, der Ohm der kleinen Lucia, der mir wie seiner Nichte von ganzem Herzen zugetan war, starb ... Man hatte ihn vergiftet. Es gab gar manchen auf dem Gut, der seine Hand bei diesem Bubenstreich im Spiele hatte! Die Mörder lenkte — klug berechnend — den Verdacht auf mich und Lucia. Ich floh. Es blieb mir, als entsprungenem Sträfling, keine andere Wahl.

Lucia, so sehr ich sie beschwor, wich nicht von meiner Seite. Auf dem Engpaß in den Pyrenäen erreichten uns die Häscher. Noch eine Nacht, dann mußten wir in ihre Hände fallen. Die Grenze lag noch fern. Ermattet legte Lucia sich in meinem Arm zur Ruhe. Ich küßte sie zum letzten Mal.

Es war die letzte Kugel, die ich im Revolver hatte ...

So habe ich es denn getan, um ihr das Leid, das ihrem unschuldigen Leben drohte, zu ersparen.“ — —

Dem Fremden mangelte die Kraft, dem Sinn der Worte weiterhin zu folgen. Er weinte wie ein Kind. Sein Blick ging starr und angstvoll in die Irre.

Mit leiser Stimme tröstete der Rechtsanwalt: „Sein Schicksal war tragisch, und seine Sühne übertraf bei weitem seine Schuld. Er war ein Held, Ihr Freund ...“

Da fuhr der Fremde auf. „Mein Freund, sagen Sie, mein Freund? — Jean war mein Bruder!“